

Fen Verstappen

Moeder af

Fragmentvertaling: blz. 11-12, 48-50, 58-59, 87, 94, 99-102, 138-141

Exposé en fragmentvertaling van:

Janine Malz

Tegernseer Landstraße 187

81539 München

janine.malz@gmail.com

Exposé: „Moeder af“ von Fen Verstappen

Erschienen: September 2019 bei Das Mag Uitgeverij B.V.

Umfang: 144 Seiten

Zur Autorin:

Fen Verstappen (*1981), Philosophin und Schriftstellerin, hat zwei Töchter und lebt in Amsterdam. 2019 erschien ihr gefeierter Debütroman *Moeder af* bei Das Mag.



© Willemieke Kars

Zum Inhalt:

In *Moeder af* (verweist auf Theateranweisungen à la Hamlet ab) schreibt eine Tochter alles nieder, wofür es keine Worte gibt. An eine Mutter, die keine Worte mehr hat. Die Ich-Erzählerin ist soeben selbst erst Mutter einer kleinen Tochter geworden. Es gäbe so vieles, was sie ihrer Mutter gerne sagen würde, woran sie sie gerne teilhaben lassen würde, doch das geht nicht mehr. Denn ihre Mutter hat eine Hirnblutung erlitten und ist gefangen, irgendwo zwischen Leben und Tod. Nicht wirklich weg, aber auch nicht mehr richtig anwesend, sitzt die Mutter, die lebenslustige, adrette, schlagfertige Modedesignerin von einem Tag auf den anderen im Rollstuhl und kann sich nicht mehr alleine waschen oder die Haare kämmen, geschweige denn sich ausdrücken. Und so sucht Fen Worte dafür, wie ihre Schwester Biek,

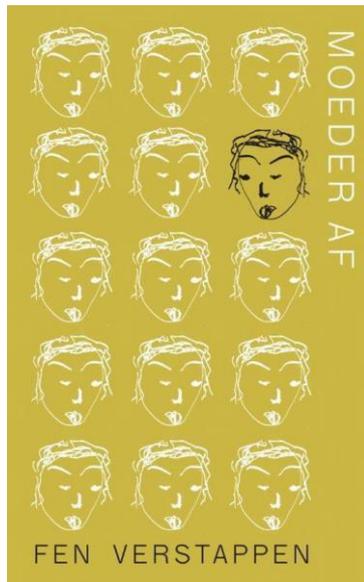
ihr Bruder Tijn und sie mit der Situation umgehen, plötzlich keine Mutter mehr zu haben, obwohl sie noch da ist. Worte dafür, wie Fen mit ihrer neuen Rolle als Mutter hadert, welche Ängste sie durchlebt. Und eine Antwort auf die Frage, wie ihre Mutter die letzten Stunden verbracht hat, wie lange sie wohl allein dagelegen hat, während mit jeder Minute die Chance sank, wieder zu gesunden ...

Zum Aufbau:

Das Buch umfasst gerade einmal 144 Seiten, die in Kapitel von jeweils max. vier Seiten aufgegliedert sind. Diese erzählen abwechselnd aus der Gegenwart mit der kranken Mutter, aus der Vergangenheit, als der Vater noch bei der Familie lebte und als er sie später verließ, sowie aus der Zeit unmittelbar vor dem fatalen Sturz der Mutter bei der Modeschau in Paris, mit dem ihr körperlicher Verfall einsetzte. Dazwischen gestreut sind Kapitel mit der Überschrift „Lebenslektionen meiner Mutter Nr. X“, in denen Fen die wichtigsten Botschaften ihrer kompromisslos lebenshungrigen Mutter festhält. Obwohl das Buch recht kurz ist, gelingt es der Autorin meisterhaft, ein persönliches, lebendiges und rührendes Portrait ihrer Familie zu zeichnen. Es sind dabei die klugen, feinen Beobachtungen, die dem Leser eindringlich begreifbar machen, wie zerbrechlich, wie schön und wie tragisch das Leben ist. Etwa, als der Vater aufgrund seiner Alkoholsucht auf der Straße landet und die Mutter ihn täglich mit ins Atelier nimmt, wo sie ihm kleine Aufgaben überträgt, damit er einen strukturierten Alltag hat. Als die Kinder beim Ausräumen der Wohnung der Mutter entscheiden müssen, was auf dem Sperrmüll landet und was sie behalten wollen. Oder als man im Krankenhaus und im Pflegeheim nicht etwa die Patientin, sondern die Angehörigen begrüßt und mit diesen über die Mutter redet, obwohl sie dabei sitzt.

Ein philosophischer Roman über das, was im Leben wirklich zählt; darüber, wie schnell alles vorbei sein kann; über die kleinen flüchtigen Momente des Glücks und der Achtlosigkeit, die uns hinterrücks einholen.

Cover-Vorderseite



Cover-Rückseite



Text auf der Rückseite:

„Lebenslektionen meiner Mutter Nr. 1: Trag das Herz auf der Zunge. Trau dich zu sagen, dass du deine jüngste Tochter hübscher findest als die älteste, die älteste aber wiederum schlauer als die jüngste. Tu nicht so, als würde es dir besser gehen als es dir geht. Führt das alles zu Beziehungskrisen und hitzigen Familienkonflikten? Dann trink auf der Couch eine Flasche Wein, iss ein Pfund Käse, heul dich aus und leg dich schlafen. Entschuldige dich ungefähr alle zwölf Jahre.“

Eine Mutter bekommt eine Hirnblutung. Als sie aus dem Koma erwacht, ist sie nicht mehr imstande, zu kommunizieren. Verschwunden ist die mündige Modedesignerin, die sie einmal war, mit einem Leben, das randvoll gefüllt war mit nächtlichen Cafébesuchen und unermüdlichem Arbeiten.

Die Kinder versuchen die Pflege ihrer Mutter in ihr Erwachsenenleben zu integrieren und ihrer Trauer eine Form zu geben. Denn wie trauert man um jemanden, der von der Bühne des Lebens abtritt, aber nicht stirbt?

Moeder af ist ein feinsinniger Roman, der minutiös die Seele einer Familie offenlegt.

IDENTITÄT [p. 11, Anfang des Buchs]

Es war nicht ihre Geburt, die mich zur Mutter machte, sondern die Tatsache, dass sie einfach bei uns blieb. Dass man sie aus mir herausholte und uns vier Stunden später sagte: »Wir sind dann jetzt fertig«, und dass man uns dieses zerbrechliche kleine Menschlein einfach mitgab, ohne nachzuprüfen, ob wir einen Dreipunktgurt im Auto haben, oder ob ich bei Wutanfällen mit Gegenständen werfe. Sie stellten keine Fragen, fuhren den Rollstuhl vor, und schon ging es nach Hause, und das obwohl ich an diesem Tag zwar ein Baby bekommen hatte, aber noch lange nicht Mutter war. So kam es, dass Jan und ich eine Stunde nach unserer Entlassung aus dem Krankenhaus vollkommen hilflos in unserem Wohnzimmer standen, ohne jemanden anrufen zu können. So von wegen: Ich glaube, es gibt da ein Missverständnis. Hier liegt noch ein Kind von dir.

Das Kind blieb. Das machte mich zur Mutter. Es blieb, und das Elternsein baute sich langsam Schicht für Schicht auf – auf den schlaflosen Nächten, dem Herumbugsieren des Kinderwagens, dem endlosen Schnuppern an dem winzigen Nacken. Es blieb hängen – durch die Nachbarn, die uns erfreut ansprachen, durch die anderen schlaflosen Zombies in der Krippe, durch die an die Eltern/Erziehungsberechtigten gerichteten Briefe.

Es brauchte Zeit, um Mutter zu werden.

So wie auch das *nicht* mehr Mutter sein, Zeit erfordert.

Und insofern ist es nicht die Hirnblutung, die dich zu jemand anderem machte, sondern die Tatsache, dass du dieser andere Mensch geblieben bist. Es ist das zweite Weihnachten in einer barrierefreien Wohnung, das sechszwanzigste Putzen deines Rollstuhls, die bequemen Jogginghosen, die inzwischen ein eigenes Fach im Kleiderschrank haben. Es ist das neue Foto in deinem Personalausweis, das Winkritikal, wenn wir an deiner früheren Wohnung vorbeikommen, es ist ein bestimmter Ausdruck, der inzwischen zum geflügelten Wort geworden ist. »Schöne Sachen«, sagst du, wenn wir dich draußen vor uns her schieben. Aber auch wenn dir der Wind die Haare in die Augen weht.

Es ist die allmähliche Erkenntnis, dass wir dich nie mehr anrufen können.

Eines Tages ist man als Mutter nicht mehr verloren. Und eines Tages hat man seine Mutter verloren.

VIER WOCHEN VOR PARIS [p. 16]

Einen Monat vor Paris schicktest du mir ein Foto von dir per Mail.

»Es ist fürchterlich«, stand darunter.

Das Foto war von hinten aufgenommen, irgendwo im Freien, wahrscheinlich bei einem Musikfestival, denn darauf waren Himmel, Wiese und ein paar Freunde zu sehen und du, wie du tanzt; die Knie leicht gebeugt, die Hüfte keck vorgeschoben, den rechten Arm hochgestreckt, den Zeigefinger zu einem Angelhaken gekrümmt. So standst du da auf dem Foto und das konnte nur eines heißen, nämlich dass du tanzt, steif aber völlig schambefreit, behäbig aber beschwingt, das war genau die Art von Tanzen, die Biek, Tijn und mich mit Grauen erfüllte – dieser zuckende Mutterleib, diese Suggestion von Sinnlichkeit. »O Gott«, sagten wir, wenn du in unserem Beisein anfingst so zu tanzen. »Ogottogott.« Und dann machten wir Brechgeräusche, und du tanztest weiter und riefst uns zu, dass es genau darum gehe im Leben: darum, sich hinzugeben, sich nicht so zu genießen.

»Es ist fürchterlich«, schriebst du in deiner Mail, und ich schaute mir das Foto noch mal genauer an, um zu erkennen, was du meintest, aber eigentlich sah ich nur, wie du tanzt, irgendwo im Freien, mit deinen Freunden, und ansonsten sah ich meine Mutter, wie ich sie kannte: mit dem markanten schwarzen Bob, dem weiten Wollpulli, dem langen Leinenrock, den schwarzen Schnürstiefeln und einem Glas Wein in der Hand. Meine Mutter eben, nicht anders als sonst, und ganz bestimmt keine dicke Mutter.

Das wollte ich dir auch zurückmailen. Aber ich wusste, wie das ist, wenn man sich auf Fotos sieht.

»In vier Wochen kannst du vier Kilo abnehmen«, schrieb ich deshalb und verlinkte darunter ein paar kohlenhydratarme Rezepte, die ich im Internet gefunden hatte. Lange danach suchen musste ich nicht, denn ich wusste genau, wohin ich mich wenden musste, und du auch, du wusstest auch, wohin man sich wendet, nämlich an mich und nicht an die mittlere Biek, die sich über das Verhältnis zu ihrem Körper lieber ausschwig, und auch nicht an den Jüngsten Tijn, der sich so wenig um seinen Leibesumfang scherte, dass er nicht mal auf deine Mail reagiert hätte. Nein, du schriebst mir, deiner ältesten Tochter, die gut im Abnehmen war, der Tochter, die eigentlich alles gut konnte, wenn sie es sich vornahm, Geige spielen, studieren, kochen, das Haus in Ordnung halten, Geld verdienen, ich konnte alles gut, wenn ich mich nur genug anstrengte, das hast du mir immer wieder gesagt, und es stimmte auch, selbst

wenn ich dafür bis zum Umfallen schuftete und wochenlang zu wenig Schlaf bekam.

In irgendetwas nicht gut zu sein, war in meiner Erziehung nie ein Thema gewesen. Insofern konnte ich das nicht.

Ich schickte dir die kohlenhydratarmen Rezepte mit Sätzen wie »Rösten Sie zum Frühstück einen Esslöffel Sonnenblumen- und Kürbiskerne und schneiden Sie drei Aprikosen in kleine Stücke.« Gefolgt von »Zum Mittagessen zerdrücken Sie mit der Gabel eine Avocado und geben einen Teelöffel Olivenöl, eine klein gewürfelte saftige Tomate, frischen Koriander, eine halbe in Ringe geschnittene rote Paprika, den Saft einer halben Zitrone und eine Brise Meersalz hinzu.«

»Dann fahre ich lieber dick nach Paris«, schriebst du zurück.

Und ich antwortete, »Ach komm schon, Dickerchen«, mit einem Video, in dem Whitney Houston und Maria Carey sangen, dass *miracles* möglich seien, wenn man nur *beliefte*.

Daraufhin schriebst du, besagte Whitney sei allerdings auch kläglich an ihren Wundern zugrunde gegangen.

Und ich erwiderte, besagte Whitney sei zum Zeitpunkt ihres Untergangs aber immerhin ziemlich dünn gewesen.

HINTERRÜCKS [p. 48]

Es sind dreißig Tage vergangen, vier Wochen, in denen wir mit dir aus dem Leben gerissen und ins Wartezimmer des Todes gesetzt worden sind, ein außerhalb der Gesellschaft bestehendes Gebiet mit Pflegebetten, Infusionsständern, Beatmungsschläuchen und der freundlichen Bitte, uns die Hände zu desinfizieren, bevor wir dir die Haare aus der Stirn streichen.

Wie lange hast du im Atelier gelegen, bevor Stef dich fand? Während ich mit meinem Handy über den Flur laufe, versuche ich vergebens Zeit wettzumachen, die ich achtlos verschwendet habe. Verbummelte Stunden, in denen ich dich nicht zurückrief, weil ich keine Lust dazu hatte; Wochen, in denen ich zu faul war, deine E-Mail zu beantworten; Monate, in denen ich dich nicht besuchte, weil kleine neue Verärgerungen an alten Verletzungen rührten.

Den ganzen Monat auf der Intensivstation versuche ich meinen Vater zu erreichen, um so die letzten Augenblicke, in denen du noch unsere Mutter warst, wieder zum Leben zu erwecken. Jeder Krümel, der den Vorrat an Erinnerungen an dich aufstocken kann, muss aufgelesen und eingesammelt werden. Aber unser Vater tut, was er bereits seit anderthalb Jahren tut. Jedes Mal, wenn ich ihn anrufe, geht er nicht dran.

»Pap, kannst du dich bitte bei mir melden?«, schreibe ich ihm deshalb an Tag Zwanzig. Ich füge ein Foto von meinem Ultraschallbild in der 20. Schwangerschaftswoche bei.

KONTAKT [p. 50]

Mein Ultraschallbild hat endlich den Vater in unserem Vater wachgerüttelt.

»Achtung«, steht in der Betreffzeile seiner Mail. Und so beginnt auch seine Nachricht.

»Achtung. Eine Entbindung im Krankenhaus ist sicherer als eine Hausgeburt. Geh zur Geburt auf jeden Fall ins Krankenhaus.«

DU BIST NICHT GESTORBEN [p. 58]

„Der verneinende Satz bestimmt einen logischen Ort mit Hilfe des logischen Ortes des verneinten Satzes, indem er jenen außerhalb diesem liegend beschreibt“, schreibt Wittgenstein: Was in der Sprache verneint wird, existiert trotzdem, es existiert nur nicht dort, wo es verneint wird: Es existiert nicht an dem Ort, auf den mit der Verneinung verwiesen wird.

Wenn wir sagen: „Du bist nicht da“, dann sagen wir eigentlich: „Du bist nicht hier, sondern irgendwo anders“. Du musst irgendwo anders sein, denn wenn dieser verneinende Satz wahr ist, kann er ebenfalls verneint werden.

In dieser doppelten Verneinung verbirgt sich deine Identität. Du bist nicht nicht da. Also bist du da.

Aber wo?

Nicht zu Hause in Breda, wo du wild in einem Topf Soto Ayam rührst und über deine Freunde schimpfst. (Deine Geburtstagsfeier hat vor einer Viertelstunde begonnen, das Wohnzimmer ist noch leer, und wie jedes Jahr befürchtest du, es könnte keiner kommen.)

Nicht an deinem Schneidertisch in deinem Atelier, unerreichbar für die Welt. Du reißt ein Loch in die Nacht mit hochgezogenen Schultern unter einem abgetragenen Wollpulli, es muss immer mehr fertig gestellt werden als du fertigstellen kannst.

Du bist nicht in den Restaurants, wo du manchmal aussprechen konntest, was du in den eigenen vier Wänden nicht über die Lippen brachtest – dass du Vieles falsch gemacht hast und froh bist, dass das nicht zum endgültigen Bruch zwischen uns geführt hat.

Du bist nicht in unseren Amsterdamer Wohnungen und auch nicht in der Gästeluftmatratze, in dem Lederarmband, der schwarzen Zahnbürste und all den anderen Dingen, die du irgendwann mal bei uns vergessen hast.

Du bist nirgends, wo wir unsere Mutter wissen.

Du bist nur noch dort, wo du nicht bist.

LEBENSLEKTIONEN MEINER MUTTER NR. 4 [p. 87]

Ein Loch in deinem Lieblingspulli. Ein verregnetes Gartenfest. Der Sturz ins Bodenlose, wenn sich herausstellt, dass dich jemand betrügt. Der sich auftuende Erdboden, wenn ein Freund dich belügt.

Zugrunde gehen wir nicht an den Dingen, die uns umgeben, sondern daran, wie sehr wir beschlossen haben, unser Herz an Dinge zu hängen.

Häng dein Herz dennoch daran. Klammere dich an deine Liebe. Schlittere immer wieder am Abgrund entlang. Lebe ein tragisches, aber bedeutsames Leben.

IN DER SCHWEBE [p. 94]

Wir können das, was geschehen ist, noch immer nicht begreifen.

Der Jahreskalender sieht für deinen schleichenden Verfall keine Zeremonie vor. Keine feste Abfolge in einem bestimmten Zeitraum, keinen Hefezopf oder passenden Psalm. Es gibt nichts, um das, was passiert ist, zu begreifen, zu fixieren, auszudrucken, einzurahmen und neben den anderen Fotos im Regal einen Platz zu geben.

Die Menschen auf den Fotos im Regal feiern ihren Abschluss, prostern sich bei Geburtstagen zu, präsentieren stolz ihr Baby oder liegen in einem Grab. Fixiert werden die Menschen, die richtig leben oder richtig tot sind.

Du bleibst irgendwo dazwischen hängen. Sprachlos im Bett. Formlos verloren.

VIERTER TAG IN PARIS (FRÜHER ABEND) [p. 99]

Sie hatten dich geröntgt, festgestellt, dass dein Handgelenk gebrochen war, die Knochenenden ausgerichtet und deinen Unterarm eingegipst, sodass wir uns am vierten Tag in Paris zusammen auf einer Bank vor dem Krankenhaus wiederfanden.

Tijn sollte uns mit dem Auto abholen, aber noch waren wir zu zweit, zwischen uns eine Plastikflasche Perrier, aus der wir beide tranken, und eine Tüte Paprikachips, in der du mit deiner guten Hand wühltest.

»Hast du nicht Angst?«, fragte ich und zeigte auf das Gipsungetüm an deinem Arm.
»Ich meine, macht dir so ein Sturz wie heute nicht furchtbare Angst?«

Du starrtest vor dich hin. Vor uns lag eine vielbefahrene Straße, wo ich jede Minute Menschen nur knapp dem Tod entrinnen sah: Fahrradfahrer, die haarscharf an Bussen vorbeirasteten; Schüler, die ohne zu schauen über die Straße rannten; Taxifahrer, die mit zwei Handys unterm Kinn über den Asphalt schlingerten. Du fandest, das sei mal wieder eine typische Frage von mir. Das erkannte ich daran, wie du die Stirn runzeltest und entschieden den Kopf schütteltest.

»Diese Verletzlichkeit«, setzte ich noch einmal an. Ich merkte, dass ich gehetzt sprach, dass ich deutlich erschrockener über den heutigen Vorfall war als du. »Die Verletzlichkeit deines Körpers. Macht dir das gar keine Angst? Das ganze Firmenimperium, das du dir

aufgebaut hast – die Kollektionen, die überall auf der Welt ausliegen, dein Agent in Asien, dein Agent in Europa, die vier Wochenenden im Jahr, wenn du einen Showroom anmietest, das vollgestopfte Atelier in Breda und die Hypothek auf deine Wohnung – all das beruht auf diesen beiden Händen: auf diesen zerbrechlichen Körperteilen, von denen eines aufgrund eines dreifachen Bruchs nun komplett eingegipst ist. Ein einziger lächerlicher Sturz, Mama, und schon kann alles vorbei sein.«

Du stecktest dir eine Handvoll Chips in den Mund und riebst mit dem Gipsungetüm an deinem Oberschenkel. Zu warm. Zu kribbelig. Jetzt schon.

»Kannst du mir mal mein Handy aus der Tasche holen?«, fragtest du. »Ich verstehe nicht, wo Tijn so lang bleibt.«

Ich griff in deine Tasche, und du nochmal in die Chipstüte, ich schaute auf dein Handydisplay, und du zu mir.

»Und?«

»In zehn Minuten, schreibt er. Und dass wir direkt zum *Chez Nenesse* weiterfahren. Er will uns an unserem letzten Abend zu Schnecken in Kräuterbutter einladen.«

»Der ist selbst so eine Schnecke in Kräuterbutter«, hast du gesagt. »Dieser Schlawiner.«

Dann mussten wir beide lachen.

»Ich weiß ja«, begannst du, »dass du dich und alle Menschen, die du liebst, gerne in Watte packen würdest. Aber Stürze und Wunden lassen sich nun mal nicht vermeiden, oder Enttäuschungen, die so groß sind, dass es zwanzig Jahre später immer noch wehtut. Das nackte Leben hält immer auch Verletzungen bereit, das musst du einfach akzeptieren, denn in Watte gepackt kannst du weder tanzen noch ausgehen, noch rennen oder lieben. Damit kannst du auch nicht mitten im Leben stehen, dort, wo Späne fallen, aber auch das Glück zu finden ist.«

»Glück«, sagte ich. »Was für ein lächerlicher Begriff.«

»Hab doch mal ein bisschen Vertrauen«, meintest du. »In die Menschen um dich herum. In deine Fähigkeiten. Wenn ich die fünf Schlauesten aus unserer Familie auflisten sollte, stündest du bei mir mit Abstand ganz oben, ja mehr noch, du würdest bei uns allen ganz oben auf der Liste stehen, na ja, außer bei Tijn, der würde sich wahrscheinlich selbst auf

Platz eins setzen oder vielleicht mich, aber auch nur, weil er sich in meinem Auto eingenässt hat und noch was gut zu machen hat.«

Ich winkte. Da kam der Schlauste der gesamten Familie angefahren.

»Taxizentrale!«, rief er über den Verkehrslärm hinweg. Er hatte das Auto quer auf einer Verkehrsinsel geparkt, woraufhin ihn ein wütender Busfahrer laut anhupte.

»Viele Frauen müssen einen Gang hochschalten, wenn sie Mutter werden«, sagtest du, während du versuchtest, mit der guten Hand den Deckel auf die Flasche Perrier zu schrauben. »Aber in deinem Fall wäre es gut, wenn du ein paar Gänge runterschalten würdest. Es wäre schön, wenn du die Schwangerschaft zum Anlass nehmen würdest, ein bisschen weniger zu bemuttern. Dich weniger um andere zu kümmern. Etwas weniger vorbildlich zu leben. Und mit weniger Selbstdisziplin. Nichts ist so uninteressant wie Perfektion.«

Beide standen wir auf. Du hattest es geschafft, die Flasche mit einer Hand zuzudrehen und in deiner Tasche zu verstauen. Tijn winkte mit der Kippe aus dem Autofenster.

»Na komm, gehen wir Schlawiner essen.« Du warfst dir mit dem Gipsarm die Tasche über die Schulter und stapftest mit deinen Siebenmeilenstiefeln zum Auto.

NEUN MONATE NACH PARIS [p. 138]

Neun Monate nach Paris schrieb ich Biek und Tijn eine Mail.

»Liebe Schwester, lieber Bruder«, hob ich an.

Um dann fortzufahren: »Worauf ich stolz bin«, denn ich wollte meine Nachricht damit einleiten, dass ich auf unseren Zusammenhalt verwies. Darauf, wie wir es trotz aller Unterschiede und gegenseitiger Verwünschungen dennoch geschafft hatten, alle gemeinsam. Ich wollte schreiben, dass das Schachbrett zwar zu Boden gekracht war, wir alle Figuren noch einmal hatten aufstellen und uns neu zueinander hatten verhalten müssen, aber dass wir trotzdem nach wie vor standen, immer noch eine Front bildeten, ja dass wir bewiesen hatten, einiges abzukönnen.

Dann fiel mir ein, dass Tijn so ein sentimentales Geschwätz furchtbar finden und gleich seinen Laptop zuklappen würde, sobald er es las. Also löschte ich den Absatz wieder.

»Kann man je von Schuld sprechen?«, begann ich die Mail von vorn. »Kann man noch mit Fug und Recht behaupten, dass Menschen für ihre Handlungen verantwortlich sind, wo man so viel über die Funktionsweise des Gehirns liest, und das Vorhandensein eines freien Willens mit jeder Publikation immer mehr infrage gestellt wird? Können wir Menschen noch vorhalten, dass sie schuld sind an dem, was sie anrichten und hinterlassen? Sind wir nicht alle dem Zustand unserer grauen Zellen ausgeliefert und allen Schäden, die diesem Gehirn zugefügt wurden – sei es nun durch eine Hirnblutung oder durch Alkoholsucht?«

Auch zu pedantisch. Außerdem würde es nicht das Geringste ändern. Es würde den Schock nicht lindern. Ich löschte den Text erneut.

»Liebe Biek, lieber Tijn«, schrieb ich deshalb schlicht. »Als Mama noch im Krankenhaus lag, habe ich mich mit Papa auf der Terrasse vom De Wit getroffen. In der Hoffnung, er könnte vielleicht Licht ins Dunkel von Mamas letzten Stunden bringen. Wozu?, werdet ihr sagen. Gute Frage. Ich glaube, dass die Antwort darauf in meinem zwanghaften Wunsch begründet liegt, die Vergangenheit zu erkunden, um mich so vor Gefahren in der Zukunft zu schützen. Vielleicht hat es auch was mit Selbstkasteiung zu tun. Denn welchen Sinn soll es haben, die letzten Stunden zu durchleuchten, wenn diese unausweichlich auf dasselbe, verhängnisvolle Ereignis hinauslaufen?«

Wie dem auch sei, jedenfalls habe ich Papa gefragt, ob er mir die letzten Stunden von Mama schildern könne. Schließlich sei er der Einzige gewesen, der jeden Tag bei Mama im Atelier war und somit wahrscheinlich der Letzte, der sie gesund gesehen hat, und auch der Einzige, der uns etwas über ihre letzten Stunden als unsere Mutter erzählen kann.

Natürlich wurde er zuerst wütend. Er meinte, ich hätte ihn mit meiner angeblichen Schwangerschaft reingelegt, während ich in Wahrheit nur darauf aus sei, ihn zu verdächtigen, ihn zu beschuldigen, »um die Hetze, die wir bereits seit Jahren gegen ihn betrieben, in Form von unfundierten Vorwürfen und gemeinen Anschuldigungen zu konkretisieren«.

Er wollte schon aufstehen, als ich ihm sagte, dass es nicht gelogen, ja dass ich wirklich schwanger sei, dass er Opa werde, und ich Mutter, und dass ich einfach gern wissen wolle, wie es Mama ergangen sei, wissen wolle, wann ich meine Mutter verloren hätte.

»Woher soll ich das wissen?«, sagte er. An dieser Stelle möchte ich noch einmal bekräftigen, dass wir alle ausgeliefert sind, allem – der Zeit, unserem Gehirn, den Umständen, der Willkür: Es hätte nichts geändert. Es wäre so oder so geschehen.

»Woher soll ich wissen, wie die letzten Stunden eurer Mutter gewesen sind?«, sagte

Papa dann. »Keine Ahnung, ich war nicht dabei. Wir waren beide in der Atelier-Küche und hatten gerade zu Mittag gegessen, eure Mutter hatte so einen Avocado-Salat gegessen, irgendwas mit Tomaten, roter Paprika, Koriander und Zitrone, keine Ahnung was sie da alles reingeschnibbelt hat, auf jeden Fall stand hinterher ein Berg Abwasch da, sodass ich mich darum gekümmert habe, während sie am Tisch sitzen blieb. Sie war verstimmt, weil Stef ihre Buchhaltung ›chaotisch‹ genannt hat. Wir hatten verabredet, dass ich zum Baumarkt fahre, um Holzstempel zu holen und Druckerpatronen beim Copyshop, na ja, also hab ich vom Baumarkt und vom Copyshop geredet, und sie hat sich das angehört. Das Radio war eingeschaltet, der Wasserhahn lief, ich habe nicht wirklich zugehört, ich hab also abgewaschen und als ich fertig war und mich umgedreht hab, sah ich, dass sie sich übergeben hatte. Sie hatte Avocado auf den Tisch erbrochen, es klebte ihr in den Haaren, auf der Tischplatte. Ich konnte ihr Gesicht nicht richtig erkennen, weil sie vornübergebeugt dasaß, den Kopf in die Hände gestützt. »Du bekommst bestimmt eine Grippe«, sagte ich, aber sie hat nicht geantwortet. Na gut, sie will nicht reden, dachte ich. Und dann ließ sie den Kopf auf die Arme sinken. Ich meinte: ›Ich fahr jetzt mal in den Baumarkt und zum Copyshop, Stef wollte ja um zwei kommen, dann kann er die Belege direkt verbuchen‹. Dann bin ich aus der Küche gegangen, hab meine Jacke aus der Werkstatt geholt und bin ins Auto gestiegen. Über die letzten Stunden eurer Mutter weiß ich nichts.«

Wir können einiges ab, und niemand hat Schuld.

Dennoch habe ich die Mail nie abgeschickt.